



KIRCHLICHE BLÄTTER

MONATSSCHRIFT DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B. IN RUMÄNIEN

DEZEMBER 2008 – NR. 12/36. (74.) JAHRGANG

t h e m a d e s m o n a t s

Freut euch heute mit Maria

In den Weihnachtliedern begegnen wir Maria häufig. Auf Weihnachtgrußkarten ist neben dem Kind in der Krippe meist auch Maria zu sehen. Und welches Mädchen träumt nicht davon, beim Krippenspiel die Maria sein zu dürfen!

Wenn wir eine Weihnachtskrippe bauen wollen und nachdenken, welche Figuren wir für unsere Krippe brauchen, so ist es eindeutig: Das wichtigste ist das Jesuskind in der Krippe! Darauf kann nicht verzichtet werden. Dann folgt jedoch Maria, und erst danach kommen die anderen Gestalten: Josef, die Hirten, die Weisen bis hin zu Schafen, Ochs und Esel.

Im Neuen Testament erfahren wir nicht viel von Maria. Der Evangelist Lukas erzählt von der Schwangerschaft und der Geburt ihres ersten Sohnes, von der Begegnung zwischen Elisabeth und Maria und überliefert den »Lobgesang der Maria«. Im Johannesevangelium wird Maria Zeugin des Todes Jesu. Laut Apostelgeschichte gehört sie zur Urgemeinde in Jerusalem, wo sie Pfingsten erlebt.

Martin Luther sah Maria als Vorbild im Glauben und ein Beispiel für die übergroße Gnade Gottes, der sich gerade den Niedrigen zuwendet.

Nun singet und seid froh, jauchzt alle und sagt so: Unsers Herzens Wonne liegt in der Krippen bloß und leucht' doch wie die Sonne in seiner Mutter Schoß. Du bist A und O, du bist A und O.

Inhalt

Nachrichten	2+3
Bethlehem zum Begreifen	4
Gott braucht eine Mutter	5
Krippen in aller Welt	5
Stille Nacht, heilige Nacht	6
Meinung und Bericht	7
Der Monatsspruch	8

Das Geschenk zur rechten Zeit

Advent ist im Dezember«, heißt eine Aktion der Evangelischen Kirche in Deutschland. Es ist ja verrückt, wenn schon zu Erntedank Weihnachtschmuck und -gebäck die Kaufhausregale füllen. Sogar in Rumänien.

Warten können, dazu hilft der Adventskalender, an dem immer nur ein Türchen geöffnet werden darf, und der Adventskranz, an dem erst eine Kerze brennt, aber Woche für Woche eine mehr, bis dann das Licht der Weihnacht die Kirchen und Häuser füllt. Das kann nicht einfach vorverlegt werden. Auf das Fest und auf die Bescherung muss gewartet werden.

Manchmal ist aber der sofortige Einsatz nötig. So erzählt die Legende von dem berühmtesten Gabenbringer, dem Heiligen Nikolaus. Als Bischof von Myra lebte er im 4. Jahrhundert in Kleinasien. Ihm werden mehrere Wunder zugeschrieben, wie zum Beispiel die Rettung Schiffbrüchiger, weswegen er Schutzheiliger der Seefahrer wurde. Zum Gabenbringer wurde Bischof Nikolaus durch die heimliche Beschenkung dreier Jungfrauen mit je einem Goldstück, um ihnen die Heirat zu ermöglichen und sie vor dem Verkauf an ein Bordell zu bewahren. Sein Geschenk, das er in der Nacht aufs Fensterbrett gelegt hatte, war Rettung in der Not, führte aus der Ausweglosigkeit heraus, brachte die Chance zu einem guten Leben, frei von Verzweiflung und Gewalt. Und es war ein Geschenk zur rechten Zeit.

Ein Beispiel des hilfreichen Schenkens aus unserer Zeit berührt mich. Es geht um Teddybären in der Notfallhilfe. Der ehemalige Polizist Franz Andratzke erzählt: »Kinder können schnell in Situationen kommen, in denen sie dringend Trost brauchen. Das kann ein gebrochener Arm sein, aber auch ein wirklich schlimmes Erlebnis. Wenn Kinder mit ansehen müssen, wie Vater oder Mutter schwer verletzt nach einem Unfall geborgen und abtransportiert werden. Oder wenn ein Kind Opfer von Gewalt wird.« 1997 kam Andratzke auf

dramatische Weise zu den Teddybären. Er wurde im Fall einer Kindesentführung zur Wache gerufen, und seine Frau riet ihm, ein Kuschtier mitzunehmen. Dann hatte er ein Schlüsselerlebnis. Das bis dahin durch den Schrecken stumme Mädchen beginnt, dem Kuschtier zu erzählen, was passiert ist. »Da war mir klar, wir brauchen für unsere Polizeiarbeit dringend Teddybären.«

Heute leitet der Stiftungsgründer ehrenamtlich die Teddy-Stiftung mit 360 Standorten in ganz Deutschland. Aus dicken Aktenordnern quellen Dankesbriefe und gemalte Bilder von Kindern, die von Polizisten oder Rettungssanitätern einen Teddygeschenk bekommen haben. Kinder schreiben, wie wichtig ihnen der Teddybär in ihrer Not war. In vielen Streifenwagen, in Rettungswagen, bei der Feuerwehr und im Koffer von Notfallseelsorgern ist ein Teddy für alle Fälle dabei, damit er für Kinder in Notsituationen ein Geschenk im rechten Augenblick sein kann.

Wenn wir zu Weihnachten die Geburt des Gottessohnes feiern, dann danken wir Gott für sein großes Geschenk an uns. »Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan, damit er die, die unter dem Gesetz waren, erlöste, damit wir die Kindschaft empfangen. Weil ihr nun Kinder seid, hat Gott den Geist seines Sohnes gesandt in unsere Herzen, der da ruft: Abba, lieber Vater! So bist du nun nicht mehr Knecht, sondern Kind; wenn aber Kind, dann auch Erbe durch Gott.« (Galater 4, 4-7)

Gott beschenkt uns mit einem Geschenk, das wir nur ergreifen müssen. Wir dürfen Kinder sein, denen gesagt wird: »Es wird wieder gut.« Gott macht frei von Knechtschaften und Angst, zeigt den Ausweg aus der Sackgasse, schenkt uns die Gnade des Neuanfangs. Historisch war der Moment der »Geschenkübergabe« vor etwa 2000 Jahren, aber auch heute kommt für jeden unter uns Gottes Geschenk dann, »wenn die Zeit erfüllt« ist. G.C.

Rüstzeit für Küsterinnen und Küster

Wolkendorf. Die nunmehr zweite Rüstzeit für Küsterinnen und Küster hat auf Einladung der Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien in Wolkendorf stattgefunden. Vom 4. zum 6. November hatten die Teilnehmenden aus dem Burzenland, dem Mediascher Bezirk und Reen die Möglichkeit, sich kennen zu lernen und ihre Erfahrungen auszutauschen, neue Kenntnisse zu erwerben und sich zu erholen. Nach dem Reformationsfest und vor der Adventszeit ist es auch Küstern und Glöcknern möglich, ein paar Tage zu verreisen, was auch die entsendenden Gemeinden befürworteten.

Durch das Programm der Rüstzeit führten Lehrerin i. R. (und selbst auch Küsterin) Ortrun Morgen und Redakteurin Gerhild Cosoroabă. Eine bilderreiche Einführung in die siebenbürgisch-sächsische evangelische Museenlandschaft bot Museologe Sören Pichotta. Die gemeinsame Besichtigung der Tartlauer Kirchenburg war ein in mehrerer Hinsicht anschaulicher Unterricht, da es die Küsterin und Fremdenführerin Christina Balogh hervorragend verstand, auf Erwartungen, Fragen und Probleme ihrer Berufskolleginnen und -kollegen einzugehen.

Während der Rüstzeit, die auf Deutsch, Rumänisch, Sächsisch und Ungarisch abgehalten wurde, gab es mehrere Runden mit Aussprachen und auch Zeit für Singen und Beten. Besonderer Dank gilt dem Ortspfarrer Uwe Seidner, Altdechant Klaus Daniel, der Heimleitung des kirchlichen Erholungsheimes und weiteren Helfern sowie der Frauenarbeit, die die Rüstzeit organisiert und zum Großteil finanziert hat. Die Teilnehmenden wünschten eine regelmäßige Durchführung solcher Fortbildungstreffen. kbl

3. Tagung der ARGE MUSE

Neppendorf. Die Evangelische Akademie Siebenbürgen, die bereits 2006 zu einem ersten Treffen zum Thema Museen eingeladen hatte, organisierte im November d.J. ein dreitägiges Seminar zur »siebenbürgisch-sächsisch-evangelischen Museenlandschaft«. Die Arbeitsgemeinschaft ARGE MUSE, deren Vorsitzender Pfarrer Kurt Boltres aus Kronstadt-Bartholomae ist, ist sich der Notwendigkeit der Weiterarbeit auf dem Gebiet der Kirchenmuseen bewusst. Die Tagung, die vom Haus des Deutschen Ostens aus München finanziell unterstützt wurde, stieß auf reges Interesse. Eingeladen waren die Verantwortlichen der Museen und Ausstellungen, davon einige als Referenten.

Museumswissenschaftler Sören Pichotta, Organisator der Tagung, sprach über Museen allgemein (ihre Ausrichtungen und Standards) sowie über die Ausstel-

lungen in den Kirchenburgen im Besonderen, wobei Aspekte der Museenlandschaft untersucht wurden wie die regionale Verteilung, die Präsentationsformen, der Zustand der Bestände, die Trägerschaft und die Besucherzahlen.

Die Museen sind Teil der Erinnerungskultur der Siebenbürger Sachsen geworden, sagte Pichotta. Es bedürfe jedoch auch weiterer Fortbildungsangebote, um die Museumsarbeit in den von Laien erstellten Einrichtungen zu professionalisieren. Dr. Volker Wollmann, ehemaliger Museumsdirektor in Gundelsheim, plädierte für eine Betonung regionaler Besonderheiten, um die inhaltliche Qualität der Museen zu stärken. eas/kbl

Siebenbürger Kirchentag in Freiburg

Freiburg. Am Reformationswochenende fand in Freiburg im Breisgau der 30. Siebenbürger Kirchentag statt. Dazu hatte das »Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und Evangelischen Banater Schwaben im Diakonischen Werk der EKD e. V.« gemeinsam mit der Kreisgruppe der Siebenbürger Sachsen (Landsmannschaft) und dem Verein »Evangelischer Freundeskreis Siebenbürgen« ein umfangreiches Programm zusammengestellt. Das Leitwort des Kirchentags lautete: »Ökumene – Leben in versöhnter Verschiedenheit«.

Erstmals seit Beginn der zweijährlichen Treffen 1948 fand der Siebenbürger Kirchentag im Südwesten Deutschlands statt.

Eröffnet wurde das Treffen am 31. Oktober in der Lutherkirche mit einer Feier zum Reformationstag. Eine Bibelarbeit und ein Podiumsgepräch zu Thema »Versöhnte Verschiedenheit« brachten am zweiten Tag Vertreter mehrerer Siebenbürger Einrichtungen an eine Tisch. Die Heimatkirche war vertreten durch Stadtpfarrer Kilian Dörr aus Hermannstadt, der den Festvortrag hielt.

Den Abschluss des Treffens bildete der Sonntagsgottesdienst in der Zachäuskirche unter Mitwirkung der Siebenbürgischen Kantorei sowie ein Vortrag über Kirchen- und Festtrachten der Siebenbürger Sachsen. Begleitend zum Kirchentag wurde in der Lutherkirche eine Ausstellung über den Reformator Philipp Melanchthon gezeigt. gh

Gebetswoche für die Einheit der Christen 2009

Frankfurt. Das Thema für die Gebetswoche 2009 entstammt dem Buch des Propheten Hesekiel: »Damit sie eins werden in deiner Hand« (Hesekiel 37, 17b). Dem Motto liegt eine Zeichenhandlung des Propheten Ezechiel zugrunde. Dass Gott die Trennung seines Volkes überwinden will, macht er deutlich, indem er zwei Holzteile zusammenfügt: »Und füge

eins an das andere, dass es ein Holz werde in deiner Hand.«

In Korea, woher der Gottesdienstentwurf stammt, ist dieser Abschnitt aus dem Buch des Propheten Ezechiel ein Schlüsseltext, mit dem das in zwei Staaten getrennte koreanische Volk seine Sehnsucht nach Einheit ausdrückt. Das Motto der Gebetswoche für die Einheit der Christen 2009 weist über das Thema der staatlichen Einheit allerdings weit hinaus. Trennung und Spaltungen prägen viele Bereiche menschlichen Zusammenlebens. Sie prägen auch noch immer das Verhältnis der Kirchen untereinander. Arm und reich, Nord und Süd, jung und alt – an den Trennlinien dieser und anderer Begriffs-paare ist die Sehnsucht nach Überwindung der Gegensätze, nach Versöhnung und Heilung stets aktuell.

Ökumenische Aktivitäten, nicht zuletzt die Gebetswoche für die Einheit der Christen, sind als Einübung in die Überwindung von Gegensätzen unverzichtbar.

Die Gebetswoche für die Einheit der Christen hat eine zentrale Bedeutung für die geistliche Verbundenheit der Kirchen. Sie wird jedes Jahr vom 18. bis 25. Januar oder zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten (21. Mai bis 31. Juni 2009) bzw. einem anderen, von den örtlichen Gemeinden selbst gewählten und vereinbarten Termin begangen.

Die Gebetswoche ist sichtbarer Ausdruck weltweiter ökumenischer Verbundenheit. Über alle Grenzen hinweg verbindet sie Konfessionen und Kulturen. In der Gebetswoche wird erkennbar, dass die Kirchen jenseits aller Unterschiede eine spirituelle Mitte haben, die im gemeinsamen Beten und gottesdienstlichen Feiern erlebbar wird.

Seit 1968 werden die jährlichen Themen und Texte von einer gemeinsamen Kommission von Vertretern und Vertreterinnen des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und des Ökumenischen Rates der Kirchen erarbeitet. Als Vorlage dient ein Entwurf, der jedes Jahr aus einem anderen Land stammt und ein biblisches Leitthema in den Mittelpunkt stellt. Die deutschsprachige Fassung der Gottesdienstordnung wird von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) durch die Ökumenische Centrale in Frankfurt am Main erstellt und herausgegeben. ack

PUBLIKATIONEN

Das Ortsfamilienbuch Neppendorf

Neppendorf. Das Dokumentarwerk von Renate Bauinger-Liebhart über die Kirchengemeinde Neppendorf ist mit dem Erscheinen des 956 Seiten starken dritten Bandes abgeschlossen. Das Gesamtwerk trägt den Titel »Neppendorf« und ist in drei Teile gegliedert: Monographie des

Ortes, Bewohner, Familiengeschichten (Stamm bäume).

Brachte der erste Teil eine übersichtliche Geschichte des Ortes und in größerer Ausführlichkeit eine Beschreibung des kirchlichen Lebens in seiner soziologischen, historischen und geistlichen Dimension, so legte der zweite Teil den Schwerpunkt auf die Volkskunde und beschrieb die ländlerischen und sächsischen Bewohner des Ortes in ihrer Mundart und Tracht, in ihrem beruflichen und gesellschaftlichen Leben und nicht zuletzt auch in ihrem kirchlichen Brauchtum. Der jüngst erschienene dritte und umfangreichste Teil enthält ein mit großer Genauigkeit erarbeitetes Ortsfamilienbuch, das es ermöglicht, die einzelnen Familien bis ins 18. Jahrhundert, ja zum Teil sogar bis ins 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Ein Inhaltsverzeichnis zu Beginn des Bandes gibt in alphabetischer Reihenfolge die Familiennamen und daneben auch die Dorfnamen an, so dass jede aus Neppendorf stammende Person ihre Verwandtschaft aufschlagen kann. Auf der angegebenen Seite findet sich der älteste Träger des betreffenden Familien- und Dorfnamens, daran anschließend alle weiteren Familien des gleichen Namens, angeordnet nach dem Geburtsjahr des Familienvaters, bis zur Gegenwart beziehungsweise zur Auswanderung oder dem Aussterben der Familie. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, dass unter dem Titel in Klammern »Stamm bäume« steht. Man fragt sich aber, weshalb der Titel »Familiengeschichten« heißt und nicht »Familienbuch«, da das Buch nur Namen und Jahreszahlen enthält und keine Geschichten? Ich schlage wahllos eine Seite auf und erfahre bei aufmerksamem Lesen und Kombinieren:

Therese, die 1912 geborene Tochter des Josef Schwachhofer HNr 48 und der Sara geb. Köber, war das neunte und letzte Kind ihrer Eltern (S. 805). Drei der älteren Geschwister waren im zarten Kindesalter verstorben. Therese heiratete im Jahre 1937 im Alter von 25 Jahren den gleichaltrigen Michael Fleischer HNr 356 und brachte im selben Jahr die Tochter Therese zur Welt.

Der Mann ist als rumänischer Soldat im Krieg gefallen (S. 182). Nach langer Witwenschaft heiratete Therese im Jahre 1951 in zweiter Ehe den acht Jahre jüngeren Mathias Rastel HNr 741, der als rumänischer Soldat in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen war. Mit ihm hatte sie 1951 den Sohn Mathias und 1953 die Tochter Regina.

Ein Foto zeigt die Familie (1954) im Hof sitzend, der glückliche Vater ist als rumänischer Soldat gekleidet (S.585). Die Tochter Therese aus erster Ehe heiratet 1959 Josef Beer HNr 845, die Tochter Regina aus zweiter Ehe heiratet 1974 Josef Brăncovan HNr 442, der Sohn Mathias heiratet 1975 Agnetha Drotleff aus Holzungen. 1983 stirbt der Vater Mathias

Rastel, die Mutter Therese Rastel geb. Schwachhofer ist somit zum zweiten Mal Witwe. Sie wandert am 12. Mai 1990 nach Deutschland aus.

Das sind die Eckdaten einer Familiengeschichte. Schlägt man die eigene Familie auf, oder auch die der Eltern oder Großeltern, so werden Erinnerungen an Ereignisse aus früheren Jahren wach, auch an Erzählungen der inzwischen verstorbenen Großmutter. Manch ein altes Foto gewinnt neues Leben und wird zum Familien-dokument, wenn man die Eckdaten der Vorfahren kennt. Durch weiteres Suchen in diesem Buch lassen sich die Vorfahren der genannten Personen bis ins 18. Jahrhundert finden und ebenso die Blutsverwandten aller Generationen, sofern sie in Neppendorf wohnten oder wohnen.

Weiterhin finden wir in diesem Buch eine Aufstellung der Familiennamen aus Neppendorf und deren Herkunftsorte (S.9), was besonders für die zahlreichen Ländler, aber auch für einige sächsische Familien von besonderem Interesse ist. Die erwähnte Familie Schwachhofer wurde 1778, zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia, aus der Obersteiermark ausgewiesen und zuerst in Hermannstadt angesiedelt. 1783 erscheint sie in Neppendorf (S.796 ff).

Der sächsische Familienname Fleischer erscheint in Neppendorf erstmalig 1698 und kommt aus Michelsberg (S. 167). Der Name Rastel erscheint ab 1750 und kommt aus dem Salzkammergut, namentlich aus der Gegend von Hallstatt.

Dieses Buch ist eine Fundgrube für alle Neppendorfer, die genaue Daten über ihre Herkunft und Verwandtschaft suchen. Heute, wo die Frage »Wo komme ich her, und wer waren meine Ahnen?« immer häufiger gestellt wird, lohnt es sich für alle, die Wurzeln in Neppendorf haben, dieses Buch anzuschaffen. Frau Renate Bauinger-Liebhart hat die von Dr. Hellmut Klima angelegte Familienkartei der Kirchengemeinde in langwieriger und zäher Kleinarbeit überarbeitet, aktualisiert und ergänzt. Was das bei einer Gemeinde bedeutet, die im Jahre 1975 nicht weniger als 4119 Seelen zählte, kann nur beurteilen, wer damit gearbeitet hat. Nicht nur die Neppendorfer, sondern alle, die sich für die Dokumentation unserer evangelischen Gemeinden in Siebenbürgen interessieren, sind ihr zum Dank verpflichtet.

Zuletzt sei darauf hingewiesen, dass Dr. Hellmut Klima, der volle vierzig Jahre Pfarrer in Neppendorf war, in weiser Voraussicht konsequent die alten Hausnummern verwendete und Wert darauf legte, dass sie auch in das Bewusstsein der jungen Gemeindeglieder eingehen, weil jede Veränderung Spuren verwischt und das Suchen erschwert.

Mit diesen alten Hausnummern arbeitet auch der neu erschienene Band, und man darf davon ausgehen, dass sich die gewesenen und heutigen Neppendorfer daran erinnern und mit ihnen umgehen

können. Eine Schwierigkeit beim Umgang mit dem Buch ergibt sich allerdings durch den Umstand, dass die Familien alphabetisch angeordnet sind, die Hausnummern somit nicht der Reihe nach erscheinen. Da wäre ein Index nötig gewesen, der angibt, welche Hausnummer sich auf welchen Seiten findet. Weiterhin hätte die Angabe des Familien- und Dorfnamens auf jeder Seite der Übersichtlichkeit gedient und das Suchen erleichtert. etwa im Kleindruck oben. Es steht zu hoffen, dass die Neppendorfer mit ein wenig Geduld ihre »Familiengeschichte« auch ohne solche speziellen Hilfsmittel aus dem Buch richtig herausfinden. W. Rehner

Renate Bauinger-Liebhart: NEPPENDORF. Familiengeschichten (Stamm bäume) 3. Teil. Eigenverlag, Neubofen/Krems (Österreich) 2008.

Dieter Knall: Erinnerungen

In seinem Buch »Erinnerungen« blickt der frühere Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich, Dieter Knall (Jahrgang 1930), auf ein facettenreiches Leben zurück. Er schreibt über unbeschwerte Jugendjahre in seiner Heimat Siebenbürgen und das folgende Flüchtlingsschicksal. Der Autor zeichnet in seinem Werk die Wegmarken seiner zunehmenden Verantwortung für Kirche, Gesellschaft und Ökumene nach. 320 Seiten mit zahlreichen, zum Teil historisch einmaligen Schwarzweiß- und Farbabbildungen. Dieter Knall

Erinnerungen, € 29,- ISBN 978-3-85073-309-0, Erhältlich im Evangelischen Presseverband epv@evang.at)

TERMINE

Werkstatt zum Weltgebetstag 2009

Michelsberg. Die Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien lädt interessierte Frauen zu der 16. Multiplikatorinnenwerkstatt zur Vorbereitung des Weltgebetstages nach Michelsberg ins Elimheim ein: 23. bis 25. Januar 2009. Die Gottesdienstordnung für den Weltgebetstag 2009 kommt aus Papua-Neuguinea und steht unter dem Thema »Viele sind wir, doch eins in Christus«. Anmeldungen zur Werkstatt nimmt die Geschäftsstelle der Frauenarbeit entgegen. (Tel: 0269-211851; Frau Auner) fa

MITTEILUNGEN

Die Redaktion der *Kirchlichen Blätter* ist unter der neuen E-Mail-Anschrift zu erreichen:

kirchliche.blaetter@gmail.com

Die Abonnenten der *Kirchlichen Blätter* werden gebeten, die Abonnementsgebühren zu bezahlen. Die Preise 2009 sind wie diejenigen aus dem Jahr 2008. Sie finden sie in der Novemberausgabe.

Bethlehem zum Begreifen

Es war am frühen Abend vor dem zweiten Advent. Ich hatte die herbstlichen Korkeichen-Wälder im sardinischen Zentralgebirge durchquert. In Oliena traf ich schon am Ortseingang auf eine erste Gruppe von Frauen und Kindern, mit Körben und Taschen auf einer Parkinsel eifrig am Boden beschäftigt. Eine Pflanzaktion zum Winteranfang? Dann wiederholte sich das Bild an anderen grünen Plätzen dieses Berg-Städtchens: Nachbarn, die sich versammelten, um an einer grünen Stelle ihres Stadtteils eine Krippenlandschaft aufzubauen! Das bergige Land um Bethlehem – auf Sardinien! Eine Landschaft aus Baumstümpfen und Steinen, Moos und Gras, Häusern und Höhlen. Mein spanisches Fragen erschloss das Rätsel: Hier hatte ein adventliches Wettbauen begonnen. Wie jedes Jahr. Jede Nachbarschaft von Oliena baut ihr eigenes Bethlehem, ihre eigene Straßen-Krippe. Eine schöner als die andere. In den ersten Tagen nur belebt von den Figuren der Hirten und Landleute, der Handwerker und Soldaten, der Schafe, Rinder, Hunde und Kamele. Dann erscheinen auch die drei Könige hinter den Hügeln, aus dem Morgenland seit Wochen unterwegs. Die Engel versammeln sich am dritten Advent an den Schafswäldern. Jeden Tag verstellt, verändert sich das Bild. Immer dichter konzentriert sich die Aufmerksamkeit um die Geburtshöhle, den Stall. Erst am Weihnachtsabend werden dann – aus Nazareth langsam heranwandernd – die Figuren der Heiligen Familie dazukommen, schließlich wird auch das Kind in der Krippe liegen, umstrahlt von einem Kranz roter und gelber Lämpchen.

Man würde sich besuchen, die anderen Bethlehembilder bestaunen, begutachten. Am heiligen Abend würde dann eine Prozession von einem Bethlehem zum anderen Bethlehem ziehen, man würde zusammen beten und singen, warmen Wein trinken, Kastanien essen und gemeinsam weitergehen, bis zur Christ-Messe in der barocken Kirche an der Piazza. Dort würde das Kind auf dem Altar für alle zu sehen sein, das sorgsam gebettete heilige Jesuskind. –



Krippe aus einem Stück geschnitzt, Polen

Ein paar Tage später, am Ende meiner Adventsfahrt über Sardinien, fand ich schließlich in Nuoro auch meine Krippe, nach der ich so lange auf der Insel gesucht hatte: sardische Bauern und Hirten, Sänger und Musikanten, Bürger und Noble und – *naturalmente* – die Heilige Familie mit ihrem Wanderesel.

Nun stehen oder gehen sie in diesem Winter in unserer evangelischen Dorfkirche, nahe am glänzenden Christbaum, umgeben von Felsen aus sardischer Korkeiche und umspielt von deutschen Weihnachtsliedern.

Kommet und sehet

Weihnatskrippen aus Südtirol, Szopkas aus Polen, Betlems aus Böhmen oder Santons aus der Provence, Nacimientos aus Mexico, Peru oder Bolivien haben seit Langem oder manchmal erst seit Kurzem einen guten Platz auch bei unserem evangelischen Christfeiern gefunden. Es ist doch noch nicht so lange her, dass Krippenfiguren bei uns als katholischer Brauch galten, so dass evangelische Kinder die Weihnachtskrippe in der katholischen Kirche bestaunen mussten, während sich ihre katholischen Freunde bei uns unter den Adventskranz mit den vier Kerzen stellten.

Die figürliche Darstellung der Bethlehem-Geschichte hatte in 17. und 18. Jahrhundert zunächst nur in den katholischen Ländern Europas Verbreitung gefunden, anfangs in Kirchen und Klöstern, später in den Adelshöfen, dann – als Hauskrippe – in den Bürgerhäusern und schließlich auch in den Familien der Bauern und Handwerker. Sie wurde vom Jesuitenorden als beliebtes Anschauungsmittel für die Mission in der Alten und in der Neuen Welt, zum Beispiel in Lateinamerika, benützt. Ein Grund, weshalb es bis heute eine reiche Krippentradition etwa in Mexiko und in Peru gibt.

In den evangelischen Gemeinden war das Krippenspiel schon früher zu Hause, zusammen mit dem weihnachtlichen Singen an den Haustüren und Plätzen, das Kurrende-Singen in Sachsen oder das Leuchtersingen in Siebenbürgen. Die Kirchenkrippe aber hat ihren Platz bei uns meist erst in den letzten Jahrzehnten gefunden.

Man mag auch heute noch unter Religionspädagogen trefflich streiten, ob diese kleinfigürliche Darstellung der Weihnachtsgeschichte das zentrale Wunder der Menschwerdung Christi feststellt, verniedlicht, historisch verfälscht, ablenkt. Darüber sollten Christen sehr wohl kritisch nachdenken, so wie bei all den anderen Advents- und Weihnachtsbräuchen auch, die inzwischen in unsere Städte und unsere Häuser eingezogen sind. Nicht umstritten ist aber, dass gerade diese biblische Geschichte sich besonders farbig, besonders anschaulich darstellt und daher die überlieferte Christgeburt besonders begreiflich macht. Eine Kernbotschaft dabei ist doch, dass dieser Jesus zu uns, in unser Haus gekommen ist. Mit der Krippe kommt das wunderbare Geschehen



Bauernkrippe aus Ton, Nicaragua

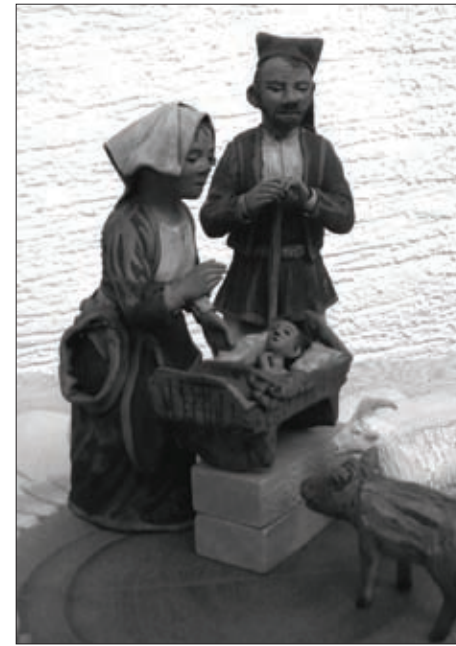
Fotos (3): Peter Dehmel

fassbar zu uns ins Dorf, zu uns ins Haus und bleibt spürbar, sichtbar da, die ganze Weihnachtszeit lang. Die Kinder – aber nicht nur sie – können mit den Hirten zum Stall ziehen und staunen. Wir Alten mischen uns unter die drei Weisen oder die »heiligen drei Könige«, um zu rätseln, was dies alles für der Menschen Zukunft soll. Wo sonst wird die Umdeutigkeit von Armut und Diskriminierung in Macht und Glanz so augenfällig!

Symbole mit Leben füllen

So können wir getrost die Weihnachtskrippe auch in unseren Kirchen als Symbole aufstellen, in unseren Wohnstuben aufbauen. Dort aber sollten sie zu leben beginnen!

Schon in den ersten Adventstagen bereiten wir mit einer Gruppe die Krippenlandschaft vor, mit etwas Rinde und Moos und einem Stall oder einer Höhle. Dann



Heilige Familie in Nuoro, Sardinien

belebt sich diese Landschaft nach und nach mit Figuren, selbst gebauten oder gekauften oder zusammengetragenen. Unter Beteiligung der Kinder, der Gemeinde, auch der Alten, mögen Woche für Woche, Sonntag für Sonntag neue Figuren hinzukommen, jede in ihrer eigenen Wichtigkeit beachtet und besprochen.

Und so, wie wir jeden Adventssonntag eine Kerze mehr anzünden, stellen wir jeweils wieder eine neue Gruppe dazu: die Hirten, die Landleute, Kinder, Hausfrauen, Handwerker, die Schafe, die Haustiere, die Waldtiere und schließlich die müden Wanderer aus Nazareth. Am Heiligen Abend legen wir das Kind in unsere Krippe, erst dann! Und stehen selbst staunend davor.

In meiner Familie haben wir viele Jahre lang unsere eigene Weihnachtskrippe gebaut, aus Ton, aus Knetmasse, aus Pappe oder Papiermaschee. Nun besitzt schon lange jede der Familien eine besondere Krippe, aus Polen (Holz), aus Peru (Ton), aus Indien (Speckstein) oder aus Neapel (Terrakotta). Jedes Jahr aber illustriert jede wieder neu diese wunderbare Geschichte. Wir dürfen die Figuren anfassen, umstellen, erklären, deuten. (Freilich, auch bei uns nimmt die Krippe jedes Jahr einen Kampf mit den Geschenken um den zentralen Platz im Weihnachtszimmer auf.)

In Hermannstadt, wie in vielen europäischen Städten, gibt es seit dem Kulturjahr 2007 einen ökumenischen Krippenweg durch die Stadt, den zu gehen eine schöne Erfahrung werden kann: Von der evangelischen in die katholische Stadtpfarrkirche, in die griechisch-katholische Ursulinenkirche und die alte Marien-Kapelle am Bahnhofplatz und schließlich die längste Strecke in die Kirche im Theresianum. In jeder dieser Kirchen ist eine besondere Krippe in besonderer Weise aufgebaut und zwischen dem Weihnachtstag und dem 6. Januar zu besuchen. Jede hat ihre eigene Geschichte, die man erfragen kann.

Peter Dehmel, Michelsberg

Gott braucht eine Mutter

Wenn Gott geboren werden will, dann braucht er eine Mutter. Er sucht sich einen Menschen, der bereit ist, mit seinem Leib und seiner ganzen Seele dem göttlichen Leben Raum zu geben. Er sucht sich einen Menschen, der ihn empfängt und aufzieht und pflegt. Es gehört zu den faszinierenden Geheimnissen des christlichen Glaubens, dass sich der Erlöser als ein Kind zeigt, als eine kleines, verletzlich, schutzbedürftiges Kind, das ohne die Mitwirkung mütterlicher Menschen sich gar nicht in die Welt und ins Leben hinein entfalten könnte.

Die Menschwerdung Gottes und Maria gehören also zusammen wie die beiden Seiten einer Münze: Zu dem Gott, der ein Menschenkind werden will, gehört der Mensch, der eine Gottesmutter werden darf. Die beiden gehören theologisch zusammen. Der Ausdruck Gottesmutter ist für unser protestantisch geprägtes Empfinden allerdings ein bisschen schwierig. Wir fürchten eine ungebührliche Überhöhung der Maria. Uns scheint die »Muttergottes« der Katholiken oder gar die »Gottesgebärende« der Orthodoxen übertrieben. Aber sehen wir es einmal ohne konfessionelle Abwehrgefühle an, so ist es doch eigentlich klar: Wenn Jesus Gott ist, dann hat Maria Gott geboren, und dann ist sie eine Gottesmutter. Gottesmutter zu sein, ist keine Überhebung, sondern ein ganz natürlicher Dienst.

Gottesmutter sein zu dürfen, ist aber auch eine große Wertschätzung. Das spüren schon die Sonntagsschulkinder beim Krippenspiel, wenn es um die Verteilung der Rollen geht. Selig, wer die Maria sein darf! Erst recht spüren das die erwachsenen Menschen, die sich meditierend oder nachdenkend auf das Bild der Maria mit dem Kind einlassen.

Maria ist ein Symbol, eine Identifikationsfigur. Sie ist nicht ein einsames Genie, sondern »eine von uns«, sie verkörpert die Menschheit. Was Maria kann, könnte grundsätzlich jeder von uns. Jeder von uns kann Gott in seiner Kindsgestalt lieben und tragen und wärmen. Jeder von uns kann dem zart aufkeimenden göttlichen Leben Raum und Schutz geben und ihm in die Welt hinein helfen.

Maria ist für mich also ein Bild. Ich schaue sie an und empfinde die wunderbaren Möglichkeiten unseres Menschseins. Ich sehe mich in ihr wie in einem Spiegel. Ihre warme Gestik und ihre Verbundenheit mit dem göttlichen Kind könnten auch meine Gestik und meine Verbundenheit mit dem Gotteskind werden. Dies darf ich mir ohne Selbstüberhebung sagen lassen. In der Zwiesprache mit dem Bild spüre ich ganz deutlich: Marias zarter Dienst an Gott ist nicht Selbstüberhebung, auch nicht Machtausübung, sondern Begnadung.

Margrit Balscheit
(Kirchenbote Basel, Dezember 2006)

Krippen in aller Welt

In vielen Regionen Europas und von da aus auch in den christlichen Missionsgebieten in Afrika und Lateinamerika haben sich eigene Krippentraditionen gebildet, die oft zu einer eigenen Volkskunst geworden sind. So zum Beispiel in Neapel, in den Alpenländern, in Polen, in Böhmen und Mähren, in der Slowakei, im Erzgebirge, in der Provence, im Münsterland und in der Eifel aber auch in Mexiko, in Peru und in Ostafrika. In allen diesen Traditionen werden die Darstellungen in die lokale Lebenswirklichkeit einbezogen, wo sich die Menschen mit der biblischen Geschichte identifizieren. Körperhaltung, einheimische Kleidung, die vertraute Pflanzen- und Tierwelt, aber auch Wohn- und Architekturformen und lokale Kunst drücken sich in der Krippendarstellung aus. Auch die Verwendung der Materialien kann »typisch« sein. So fertigen die Frauen in der Slowakei ihre dörflichen *Betlem*-Szenen aus Maisstroh, in den polnischen Karpaten schnitzt man bäuerlich grob aus Holz, in Peru brennt und bemalt man die Krippen aus braunem Ton wie schon die Inkas, und die Marktschmiede in Westafrika formen geschmeidige Metallfiguren in der Mali-Tradition.

In den christlichen Gemeinschaften Afrikas ist die Volkskunst des Krippenbaues besonders lebendig. Diese afrikanischen Interpretationen spiegeln die autochthonen Vorstellungen und Handwerkstraditionen wider. Hier wie in Lateinamerika mussten sich die einheimischen Krippenbauer allerdings erst von den Modellen lösen, die die Missionare aus Europa mitgebracht hatten.

An einigen Stellen sind erst im 20. Jahrhundert ganz spezifische Krippenformen entstanden, wie zum Beispiel in Krakau (Krippenkirchen aus Aluminiumfolie) oder im Erzgebirge (gedrechselte Holzfiguren). Da sich weltweit die Künstlergemeinden zu individuellen Krippendarstellungen anregen lassen, entstehen Jahr für Jahr auch ganz eigenwillige Kunstwerke zu diesem dankbaren Thema.

Am wahrhaftigsten und meist auch besonders ausdrucksstark aber sind die Figuren aus der Hand von Kindern oder künstlerischen »Laien«. Wer sich selbst daran versucht, wird immer auch eine innige persönliche Verbindung zur Bethlehem-Geschichte geschenkt bekommen, weil er oder sie nun auch wirklich *begriffen* hat.

P.D.

IMPRESSUM der Kirchlichen Blätter

Herausgeber: Landeskonsistorium der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien
Redaktion: Gerhild Cosoroabă
kirchliche.blaetter@gmail.com (NEU!!!)
www.kbl.ekh.ro/

RO-550179 Sibiu, Str. Mitropoliei 30
Telefon und Fax 0269-206730
Satz und Lektorat: hora Verlag

Druck: Constant S.R.L.; ISSN 1221-5694

Bezugsmöglichkeiten: a) über die Pfarrämter der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien; b) Bestellungen für den Postversand ins In- und Ausland: Telefon 0269-210 639; c) Bestellungen in Deutschland: Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben, Tel. 089-23 2099 10

Stille Nacht, heilige Nacht Wie das Lied zum Schlager wurde

Das Lied »Stille Nacht, heilige Nacht« ist eines der bekanntesten Weihnachtslieder der Welt. Wesentlich mitverantwortlich für seine Verbreitung ist der Diakonie-Gründer Johann Hinrich Wichern (1808-1881). Darauf wies zum »Wichern-Jahr 2008« Pastor Dietrich Sattler hin, Vorsteher der evangelischen Stiftung »Das Rauhe Haus« in Hamburg.

Wichern hatte »Stille Nacht«, das 1816/18 in Österreich entstanden war, danach 1842 in der Liedersammlung eines Gesanglehrers der Franckschen Stiftungen in Halle kennengelernt. 1844 wurde es zum ersten Mal unter Nummer 111 im Liederbuch »Unsere Lieder« der »Agentur des Rauhen Hauses« in Hamburg gedruckt.

Fünf Auflagen

Dieses Liederbuch hat bis 1877 fünf Auflagen von jeweils mehreren tausend Exemplaren erlebt. Durch die »Brüder« genannten Diakone und den großen Freundeskreis des »Rauhen Hauses« hat es deutschlandweit Verbreitung gefunden.

»Für die große Popularität dieses katholischen Liedes im lutherischen Protestantismus ist zweifellos Wichern verantwortlich«, betonte Pastor Sattler. Neben einer »gewissen ökumenischen Weite« und dem »Sinn für Qualität« habe Wichern offensichtlich »ein Gespür dafür gehabt, dass Musik auch das Gemüt bewegen müsse«. Dabei habe sich Wichern sogar einer kleinen Urheberrechtsverletzung schuldig gemacht, so Sattler. Im Original des 1816 von dem österreichischen Hilfspriester Joseph Mohr getexteten Liedes ist durchgängig von »Jesus« die Rede. Wichern ersetzte diesen Vornamen durch das Wort »Christ« - wenn es etwa in der zweiten Strophe heißt: »Christ, der Retter ist da«. Nicht durchsetzen konnte sich allerdings Wicherns Titel: »Freude am Christkind«. Das Lied heißt überall »Stille Nacht, heilige Nacht«.



Musica natale – Weihnachtsmusik, Nuoro, Sardinien
Foto: Peter Dehmel

Stille Nacht, heilige Nacht,
Hirten dort halten Wacht.
Singt vom Himmel ein herrliches Lied,
Engel künden: O fürchtet euch nicht.
Christ der Retter ist da,
Christ der Retter ist da.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Gott hat sich klein gemacht.
Liegt als Kindlein im nächtlichen Stall,
hat erschaffen die Welt und das All.
Kommt, wir beten ihn an,
kommt, wir beten ihn an.

Stille Nacht, heilige Nacht.
Liebe hat Heil gebracht,
kommt vom Himmel im göttlichen Wort,
nun wird Erde zum himmlischen Ort.
Christ, in deiner Geburt,
Christ, in deiner Geburt.

Silja Walter

Lasset uns nun gehen gen Bethlehem

Das Weihnachtsoratorium von Bach bringt die Weihnachtsgeschichte in gesungenen Lesungen, Betrachtungen und Gebeten

Kein anderes musikalisches Werk gehört so sehr zu Weihnachten wie das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach, und kein zweites seiner Werke erlangte solche Popularität wie dieses. Warum das Werk noch drei Jahrhunderte nach seiner Entstehung die Menschen

fasziniert? Weil das »WO«, wie es kirchenmusikalisch aktive Insider nennen, anspruchsvoll und trotzdem volkstümlich ist? »Das Geheimnis liegt in der genialen Verbindung von anspruchsvoller Musik mit der Verkündigung des Evangeliums«, sagt der Münchner Kirchenmusikdirektor Gerd Kötter.

Bach erzählt die Weihnachtsgeschichte zugleich kunstvoll und eingängig. Viele sehen in dem protestantischen Kantor deshalb den »fünften Evangelisten«.

Durch sein Werk erinnern Chöre weltweit an die bevorstehende Geburt des Heilandes der Welt. Sei es das festliche Motiv des Eingangs-Chores »Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage«, die hoffnungsvolle Alt-Arie »Bereite dich Zion« oder das virtuose Tenorsolo »Frohe Hirten, eilt, ach eilet« - Tausende Sänger und Hörer haben die Melodien und Texte im Ohr und auf den Lippen.

Musik-Recycling

Bach konnte sich diese Wirkung nicht ausmalen, als er das Weihnachtsoratorium im Jahr 1734 vollendete. Es war ja auch keine Neukomposition, er vereinigte lediglich einen Kantaten-Zyklus, dessen sechs Teile an den damals drei Weihnachtsfeiertagen, dem Neujahrsfest, dem Sonntag nach Neujahr und dem Epiphaniastag aufgeführt wurden.

Die Musik komponierte er nur zum Teil neu. Einige Chöre und Arien entnahm er zuvor entstandenen Werken, auch weltlichen Gratulationskantaten für das Herrscherhaus. Vorhandene Stücke wieder zu verwenden entsprach der gängigen Praxis des Barockzeitalters. Bach komponierte für das Weihnachtsoratorium aber auch neue Musik: viele Rezitative und Choräle, ebenso die Sinfonie zu Beginn des zweiten Teils mit ihren Geigen, Flöten und Schalmeyen, wie auch die Sopran-Arie »Schließe, mein Herze« in der dritten Kantate. Diese Arie ist ein Wiegenlied, in dem Maria alles Gehörte meditativ verinnerlicht.

Nur selten wird heute Bachs Plan realisiert, die einzelnen Kantaten an den Sonn- und Feiertagen an und nach Weihnachten zu musizieren.

Üblicherweise werden die Teile 1 bis 3 oder 4 bis 6 in einem einzigen Konzert aufgeführt. Hierzu passt aber Albert Schweitzers Einschätzung, dass Zuhörer spätestens nach drei Teilen so erschlagen seien, dass sie »die große Schönheit der Stücke« nicht mehr richtig wahrnehmen können.

Helmut Frank

(Sonntagsblatt, Evangelische Wochenzeitung für Bayern 49/9.12.2007; gekürzt)

Religiosität in Rumäniens Gesellschaft von heute

Die ökumenische Studentenvereinigung »Corpus Christi« lud zur Konferenz

Rund 50 Teilnehmende kamen Mitte November zu der diesjährigen Konferenz von »Corpus Christi« in Klausenburg, dem kulturellen Zentrum des ungarischsprachigen Siebenbürgen, zusammen. Es ging bei diesem Treffen um »Die veränderte Religiosität in der postmodernen rumänischen Gesellschaft«.

Eröffnet wurde die Konferenz durch den Dekan der Protestantisch-Theologischen Fakultät Klausenburg, Bischof Dr. Adorjáni Zoltán, geleitet wurde sie durch den reformierten Theologiestudenten, Herrn Norbert Nagy, Vizepräsident des Vereins Corpus Christi.

Sehr gut hat mir persönlich der systemkritische (reformatorische?) Beitrag des systematischen Dozenten Dr. Jitianu Liviu von der römisch-katholischen Fakultät der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg über »Das ambivalente religiöse Phänomen gefallen«, ebenso aber auch die messerscharfe, ernüchternde Analyse der griechisch-katholischen Dozentin Dr. Simona Zetea von der Babeş-Bolyai-Universität zur Frage: »Rumänien, die Oase der Religionen?«

Des Weiteren referierten: Dr. Péter István, Professor an der Klausenburger Reformierten Theologischen Kirche am Anfang des XXI. Jahrhundert; Frau Soós Noémi, reformierte Pfarrerin, Präsidentin des Ökumenischen Forums Christlicher Frauen in Rumänien, über den »Praktischen Ökumenismus heute«; Dr. Codin Şimonca-Opriţa, Direktor des Orthodoxen Theologischen Seminars in Arad über den »Religionsunterricht an orthodoxen Schulen vor und nach der Wende«.

Ich selber folgte der Einladung auf Empfehlung von Prof. Stefan Tobler vom Institut für Ökumenische Forschung Hermannstadt, und hielt eines der sechs Referate über »Neue religiöse Strömungen in der rumänischen Gesellschaft«.

Die Tagung fand in der ungarischen Protestantisch-Theologischen Fakultät statt. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen kamen von den theologischen Fakultäten der historisch verfassten Kirchen Siebenbürgens: (ungarisch)-reformiert, rumänisch-orthodox, griechisch-katholisch, (ungarisch)-evangelisch, evangelisch A.B.

In den Andachten am Morgen und am Abend, aber auch bei den Gebeten zu Tisch, in den Gruppenarbeiten und in den Pausengesprächen kam etwas von der Sprachenvielfalt, aber auch von dem liturgischen Reichtum zum Tragen: Gebetet, gesprochen und gesungen wurde auf Ungarisch, Rumänisch, Lateinisch und Deutsch. Man möchte der grenzüberschreitenden Studentenbewegung »Corpus Christi« Segen und Mut wünschen, christlich motivierte Studenten verschiedener Konfessionen ins Gespräch zu bringen, sowohl auf akademischer als auch geistlicher Ebene das Ringen um Einheit und Erneuerung wachzuhalten.

Pfarrer Johannes Halmen

Gottesdienste am Reformationsfest

Sprachenfrage in Hermannstadt und Michelsberg

In Hermannstadt feiern die (deutschsprachige) evangelische Kirchengemeinde A.B. und die (ungarischsprachige) reformierte Gemeinde den Reformationssonntag seit dem Jahr 1996 mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Er findet abwechselnd in den nur einige hundert Meter von einander entfernt liegenden Kirchen statt. In diesem Jahr war am 2. November die evangelische Stadtpfarrkirche Gastgeberin für eine zahlreich versammelte Gemeinde Evangelisch-(Lutherischer) und (Evangelisch)-Reformierter.

Gesungen und gelesen wurde sowohl deutsch als auch ungarisch, was den Gottesdienst in die Länge zog. Teilnehmer, die eine der Sprachen nicht konnten, fühlten sich bei den fremdsprachigen Lesungen nicht wohl. Der Chor sang zwei melodisch beeindruckende lateinische Lieder. Die Predigt hielt der reformierte Pfarrer Verres in gepflegtem Rumänisch, was zwar allgemein verstanden wurde, aber doch nicht begeisterte. Und die paar Gäste, die nicht Rumänisch konnten, wie einige Chormitglieder, mussten sich in Geduld fassen.

Schwierig war auch die Protestanthymne »Ein feste Burg ist unser Gott« zu singen. Ungarisch gibt es mehr Silben und mehr Noten, und dass die Strophen abwechselnd gesungen werden sollen, machte zwar die Orgel deutlich, hatten aber nicht alle auf dem Ordnungsblatt entdeckt, so dass ein holperiges Wettsingen zustande kam.

Leider konnte ich an dem anschließenden (und hoffentlich fröhlichen) Imbiss im Gemeindesaal nicht teilnehmen. So weiß ich nicht, wie der zweistündige Gottesdienst auf andere gewirkt hat, ob man sich darüber nachher unterhalten hat und ob es für nächstes Jahr Gestaltungsvorschläge gibt. Die Frage: »Warum tut man sich das an?«, habe ich aber doch gehört. Das sollte Ansporn sein, nach neuen Lösungen zu suchen.

Am selben Sonntag fand in Michelsberg der inzwischen traditionelle Gottesdienst in sächsischer Sprache (bzw. »in der Mundart«) statt. Die Dorfkirche war sehr gut besetzt, Michelsberger, Hermannstädter und andere Gäste waren da. Gesungen wurde deutsch, gelesen, gebetet und gepredigt sächsisch. Liturg und Prediger war in diesem Jahr Dr. Hans Klein, der die Mundart des Unterwaldes sprach. Obwohl nicht alle Anwesenden Sächsisch verstanden, kamen doch alle zufrieden, manche sogar glücklich lächelnd, aus der Kirche heraus. (Die, die nicht Sächsisch konnten, waren zum Teil gar nicht wegen der Predigt gekommen, sondern mit ihren Freunden mit, als Sonntagsprogramm.)

Dass die Blumensträuße am Altar aus blutroten Gerbera und tintenblauen Chrysanthemen gebunden waren, war ein Kuriosum am Rande. Es ging ja im Reformationsgottesdienst nicht um Patriotismus, sondern darum, sich zu vergewissern, ob die Muttersprache nicht doch das direkte und innigste Mittel ist, auch den Glauben zu artikulieren und mit Gott zu sprechen. Was für viele sicher stimmte.

(Die sächsische Predigt wurde in Siebenbürgen erst im 19. Jahrhundert abgeschafft und Deutsch als Gottesdienstsprache eingeführt.)

Das Reformationsfest ist sicherlich auch ein Anlass, darüber weiter nachzudenken, wie mit den Sprachen in unseren Gottesdiensten und bei Kasualien umgegangen wird. Gut lutherisch ist es, »dem Volk aufs Maul zu schauen« und so zu sprechen, dass man verstanden wird. Doch Kommunikationssprache und Identifikationssprache ist nicht immer dasselbe und wird es in Zukunft vielleicht auch immer seltener sein.

Gerhild Cosoroabă

Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Jesaja 66, 13a

Für mich ist in diesem wunderschönen Vers aus dem letzten Kapitel des Jesaja-Buches ein Buchstabe von größter Wichtigkeit. Das »S!« »Seine« steht hier, und nicht »eine«. Und dieser wichtige Buchstabe kennzeichnet eine persönliche Bindung: Die gottgegebene Bindung zwischen der Mutter und *ihrem* Kind. Es kann natürlich sein, dass irgendeine Mutter irgendein Kind auch trösten kann. Doch nicht jede Mutter hat einen tröstenden Einfluss. Davon sprechen die Volksmärchen, wie das vom Aschenputtel, eine deutliche Sprache.

Zwar ist mir nicht bekannt, wie dieser Satz im hebräischen Urtext lautet, doch hat Luther gewiss intuitiv die richtige Formulierung gefunden. Zugegeben, »einen« weist auf einen Knaben oder Mann hin, und daran scheint das Team, das die »Bibel in gerechter Sprache« erarbeitet hat, Anstoß genommen zu haben. Denn dort steht: »Wie eine Mutter tröstet, so will ich euch trösten.« Die lebendige Erfahrung widerspricht der Wahrheit dieser Übertragung. Für *ihre* Kinder ist die Mutter allzeit die beste Trösterin. Und diese Fähigkeit kann niemand auf der Hochschule lernen, die schenkt unser Herrgott der Mutter als Zugabe zu ihrem ersten Kind, und sie bleibt gültig für alle weiteren Kinder und bis an das Lebensende. Darum ist für mich das »s« an dieser Stelle der entscheidende Buchstabe.

Doch es könnte nun sein, dass ich gefragt werde: Wie tröstet denn eine Mutter ihr Kind? Eine berechtigte Frage. Wer jedoch eine Mutter hatte, wird ihrer jetzt gedenken. Denn jede Mutter entwickelt eine andere Art, ihr Kind zu trösten. Das hängt ganz wesentlich von den Lebensumständen ab. Eine Bäuerin auf dem Land tröstet ihre Kinder anders als eine Mutter in der städtischen Handwerksfamilie. Dennoch lassen sich einige kennzeichnende Züge herausfinden.

Zunächst einmal dies: Eine Mutter bleibt für ihr Kind in Rufnähe. Das heißt, jedes Kind braucht den Hörkontakt zu seiner Mutter. Manchmal sehe ich eine Mutter mit dem Kinderwagen. Das Kind blickt nach vorne, hätte also genug Ablenkung. Doch die Mutter spricht fast ununterbrochen mit ihrem Sprössling. Und der ist ruhig und vergnügt. In dem Augenblick, wo die Mutter nicht mehr spricht, wird das Kind unruhig und möchte sich umwenden. - Und jedes Kind spielt im Nebenzimmer allein und zufrieden, solange es die



Stern-Mosaik, Rom

Foto: R. Kirsch

Mutter in der Küche arbeiten hört. Umgekehrt aber schlafen viele Kinder im Kinderzimmer nur darum unruhig, weil in der Stille der Nacht die Rufnähe nicht da ist. Die Verbindung zur Mutter über das Gehör ist für beide tröstlich und lebenswichtig.

Über das zweite muss ich nicht viel reden. Alle wissen wir es: Kinder fühlen sich getröstet und zufrieden, wenn sie den warmen Körper der Mutter oder des Vaters spüren. Die körperliche Nähe ist nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene eine »Ur-Erinnerung« an das verlorene

Paradies. Nirgends auf der Welt sind Kinder so zufrieden wie im Arm eines Elternteils oder im Bett der Mutter.

Und noch ein Letztes: Kinder haben das unbedingte Vertrauen: Meine Mutter meint es immer gut mit mir! Denn manchmal müssen Kinder auch etwas von ihren Eltern »einstecken«, etwas, das ihnen wehtut, ihrem Willen entgegen ist oder ihnen im Augenblick nicht passt. Das ist oftmals schmerzlich oder auch mit einem Widerspruch verbunden. Doch das herzliche Vertrauen kann auch solche Phasen in der Entwicklung des Kindes überwinden.

Alle gehen wir Weihnachten entgegen. In einigen Kirchen hat Maria, die Mutter Jesu, eine überbetonten Platz. Sie ist eben die Mutter des Gottessohnes. Durch sie ist der allmächtige Gott der verlorenen Menschenwelt nahe gekommen, rufnahe geworden, und hat sich uns gleichsam vertrauensvoll »körperlich« genähert. Das hat Er getan. Und diese tröstliche Nähe haben wir erfahren, und sie will mit uns gehen, auch in das Jahr 2009, wie die tröstliche Nähe der Mutter. Das macht uns dankbar, froh, zuversichtlich und vertrauensvoll. So zu leben wünschen wir uns alle.

Heinz Galter



Madonna mit Kind, Stiftskirche Laufen

Ist das Leid stärker als ich -
oder werde ich mit dem Leid fertig?
Ich brauche Trost,
keine Vertröstung.
Ermutigung,
keine leeren Worte.

Gott vertröstet uns nicht aufs Jenseits;
er tröstet uns aus dem Jenseits.
»Ich will euch trösten,
wie einen seine Mutter tröstet.«
Gott hält seine Arme für uns offen,
wir dürfen uns hineinfallen lassen.

Wo Glaube und Hoffnung schwinden,
da ist es
die Liebe eines anderen Menschen,
die wieder aufhilft.